

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher

Literatur zur Kriegursachen-Frage.

Die Buntbücher, durch welche die im August 1914 in den Krieg getretenen Staaten ihren Bürgern und der Welt über die dem Kriegsausbruch vorangegangenen diplomatischen Verhandlungen Auskunft erteilten, mußten sich auf sehr knappe Auszüge aus der Menge diplomatischer Aktenstücke jener Geschichtsperiode beschränken; sie mußten die eigene Politik in möglichst günstigem und den Frieden erhaltendem Lichte erscheinen lassen und den Gegner als den Friedensbrecher hinstellen; sie mußten für die vom eigenen Volke verlangten schweren Opfer Stimmung machen und alles vermeiden, was dem Gegner von Nutzen sein konnte. Zwischen den Buntbüchern beider Parteien gibt es also Widersprüche, die für die Beurteilung der Kriegursachen ausschlaggebend sind.

Die Vorfriedenskonferenz hatte 1919 eine Kommission eingesetzt, um die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges festzustellen. Diese Kommission wurde nicht, wie es einem normalen Gerichtsverfahren entsprochen hätte, aus unparteiischen Neutralen gebildet, sondern ausschließlich aus Angehörigen alliierter und assoziierter Mächte (Vereinigte Staaten, Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan, Belgien, Griechenland, Polen, Rumänien, Serbien). Der Kommissionsbericht stützt sich u. a. auf eine Reihe nicht offizieller Akten, worunter sich befinden: Der Aufsatz Lichnowskys „Meine Londoner Mission 1912—1914“; ein Aufsatz von Dr. Mühlson; ein von Kurt Eisner willkürlich gekürzter Bericht des bayerischen Geschäftsträgers in Berlin, von Schön, als dessen Verfasser aber Eisner fälschlicherweise den bayerischen Gesandten Verchenfeld nannte. Das Beweismaterial war so dürftig und lückenhaft, und wurde seither durch Veröffentlichung der russischen, deutschen, österreichischen, teilweise auch der serbischen Geheimakten so vervollständigt, daß in einem derartigen Fall die bürgerliche Justiz unbedingt Revision des Prozesses beschließen würde.

Seit 1919 äußerte sich, von den Besiegten abgesehen, das Verlangen nach historischer Klarheit und Wahrheit am stärksten bei den Neutralen und bei solchen Angehörigen der Siegerstaaten, denen an der Verständigung, Völkerverböhnung und Verhütung künftiger Kriege mehr gelegen ist, als an der Ausnützung des Sieges. Bahnbrechend wirkte der Engländer Morel, der Verfasser von „Thrut and the War“.

Um diese Wahrheit zu erforschen, hat sich schon 1916 in Paris eine „Société d'Etudes Documentaires et Critiques sur la Guerre“ gebildet, die heute etwa 100 Mitglieder zählt. Es sind Pazifisten, hauptsächlich Professoren, Journalisten und Schriftsteller. Gründer war Mathias Morhardt, der zur Zeit der Dreifuß-Affäre die „Ligue des Droits de l'Homme“ gründen half und viele Jahre deren Generalsekretär war. Morhardts Familie ist nach der Aufhebung des Edikts von Nantes von Straßburg nach Genf ausgewandert, wo sein Vater von 1866—1870 Staatskanzler war. Als Mathias Morhardt vor 31 Jahren in die Redaktion des „Temps“ eintrat, der er heute noch angehört, wurde er französischer Bürger. Solange die Zensur herrschte und der Einblick in die Geheimdokumente aller Staaten fehlte, mußte die „Société d'Etudes“ auf Publikationen verzichten. 1921 gab sie im eigenen Verlag eine Schrift heraus „Les Origines de la Guerre“ (vergl. auch Heft 3 des II. Jahrg. dieser Zeitschrift), die für die Schweiz besonderes Interesse bietet, weil sie von einem Schritte handelt, den unser Gesandte Lardh am 31. Juli 1914 zur Verhütung des Krieges tat. Von Morhardt sind zwei weitere Schriften in Vorbereitung: „Le Crime de Serajewo et la Guerre“ und „M. Raymond Poincaré et les Origines de la Guerre“.

G. Demartial hat drei Broschüren über die Kriegursachen und Verantwortlichkeiten geschrieben, die schon vergriffen waren, als wir von ihnen erfuhren.

Sein jüngstes, erst im Sommer 1922 erschienenes Buch „La Guerre de 1914. Comment on mobilisa les Consciences“ (Nieder u. Cie., Paris, 322 Seiten) erweckt durch seine ausgezeichnete, sachliche und unparteiische Schilderung des geistigen Ursprungs des Krieges und der Kriegspolchose große Achtung vor dem Verfasser und verdient von jedem gelesen zu werden, dem die Gerechtigkeit, aber auch die Zukunft Europas am Herzen liegt. (Vergl. auch Heft 5, II. Jahrg.)

Fernand Gouttenoire de Toury war am Ende des letzten Jahrhunderts als Berufsoffizier aus der Militärschule St. Cyr hervorgegangen, hatte aber vor dem Kriege den Abschied genommen und sich dem Rennsport gewidmet. Der Krieg machte ihn nicht nur zum Invaliden, sondern auch zum Pazifisten und Sozialisten. In einer im Oktober 1920 veröffentlichten Schrift „Poincaré a-t-il voulu la Guerre? Poincaré et Iswolsky contre Georges Louis“ schrieb er über die seit Mai 1912 von der russischen Kriegspartei verlangte und am 20. März 1913 erreichte Abberufung des ihr nicht genehmen französischen Botschafters Georges Louis, der dann durch Delcassé ersetzt wurde; er behandelte die Frage: „War Poincaré im Verlaufe der Jahre 1912, 1913 und 1914 der Mann der Politik Iswolskys, des russischen Botschafters in Frankreich, entgegen der Politik von Georges Louis, französischer Botschafter in Rußland?“ Am 20. Dezember 1920 antwortete Poincaré im „Matin“ mit einem Leitartikel „Un regard sur le passé“. Er urteilte: „M. Gouttenoire de Toury, que M. Victor Basch m'a représenté l'autre jour comme un galant homme et qui mérite, par sa conduite aux armées, la déférence de ceux même qu'il attaque“, und rangierte Gouttenoire unter die „personnes trompées ou mal informées“. Die seither erschienenen Briefe Iswolskys sprechen aber mehr für Gouttenoire als für Poincaré. — Ende Februar 1921 antwortete Gouttenoire mit der Broschüre: „La Politique Russe de Poincaré“. Im März 1922 erschien endlich sein Buch: „Jaurès et le Parti de la Guerre“, in dem er die Polemik fortsetzte und in dessen Konklusion er jeden Mann von Gewissen aufforderte, den Frieden von Versailles und insbesondere dessen Artikel 231 und 228, also die Schuldfrage, zu bekämpfen.

Alfred Pebet gab 1921 eine Broschüre heraus: „Les Traités, ce qu'étaient les différents systèmes d'Alliance au jour de la déclaration de Guerre“. Er wies auf den ursprünglich rein defensiven Charakter des deutsch-österreichischen Bündnisses hin und auf dessen allmähliche aggressive Verschärfung infolge Rücksichtnahme auf den hinzugetretenen italienischen Bundesgenossen. Er schilderte, wie das französisch-russische Bündnis allmählich seinen defensiven Charakter verlor und mit der Wahrung des Gleichgewichtes in Europa und schließlich auf dem Balkan eine ebenso schwierige wie gefährliche Aufgabe übernahm. — Aus der Feder von Alfred Pebet erschien ferner im Frühjahr 1922 der 520 Seiten starke Band: „Les Responsables de la Guerre“. Pebet begann mit Abrissen der europäischen Politik Rußlands von 1878 bis 1914, Frankreichs von 1871 bis 1914, Englands, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns und schilderte hernach an Hand von österreichischen, belgischen, deutschen, serbischen und russischen Dokumenten die Entwicklung der Krisis vom Mord von Serajewo bis zum Kriegsausbruch. Im Bestreben, den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vielleicht auch beeinflusst durch seine oppositionelle Stellung, ist der Verfasser da und dort in der Rechtfertigung der Staatsmänner der Mittelmächte und in der Verurteilung derer der Entente zu weit gegangen. Es empfiehlt sich, neben dem in fließendem Französisch geschriebenen Buch Alfr. Pebets das ebenfalls 1922 erschienene Buch „Kaiserliche Katastrophopolitik“ zu lesen, worin der langjährige Herausgeber und Chefredakteur der Wiener „Zeit“, Heinrich Kanner, die österreichische Auslandspolitik sachkundig schildert und in mancher Hinsicht die Politik Wilhelms II. und des Berliner Auswärtigen Amtes richtig beurteilt. (Kanners Urteil über den deutschen Generalstab und dessen Kriegspolitik geht zu weit.)

Die Revolutionen in Rußland, Oesterreich-Ungarn und Deutschland und die Diktatfrieden von Versailles und St. Germain hatten bewirkt, daß die geheimen diplomatischen Dokumente dieser Staaten rücksichtslos veröffentlicht wurden, so daß sich der Schleier über Vorgänge lüftete, die sonst noch Jahrzehnte Staats-

geheimnis geblieben wären. Die während des Krieges von deutscher Seite veröffentlichten vortrefflichen Berichte der belgischen Diplomaten aus der Vorkriegszeit und die vom ehemaligen serbischen Geschäftsträger in Berlin, Dr. Boghitchevitich, in seinen „Kriegsursachen“ (Zürich 1919 bei Orell Füssli) veröffentlichten serbischen Dokumente bilden eine wertvolle Ergänzung. Bei der Veröffentlichung der Geheimdokumente wurde das Bestreben, volle Klarheit zu schaffen, von der Nebenabsicht gefördert, durch Bloßstellung der gestürzten Regierungen einer Wiederherstellung der Monarchien vorzubeugen. Das deutsche Reich veröffentlichte 879, die Republik Oesterreich 350 Original-Dokumente. Die von B. von Siebert, dem ehemaligen Sekretär der russischen Botschaft in London, herausgegebenen „Diplomatischen Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre“ umfassen 757 Textseiten und behandeln die Jahre 1909 bis 1914 (vergl. Heft 5, I. Jahrg.). Nachdem die Sowjets schon im Winter 1917/18 in ihren Organen *Isvestia* und *Pravda* eine Auswahl von Geheimdokumenten veröffentlicht hatten, geben sie 1922 in Moskau die Korrespondenz zwischen *Iswolksky* und *Sasonow* und die Verhandlungen zwischen dem französischen und russischen Generalstab heraus. Außerdem hat der französische Journalist René Marchand, der als Sekretär *Sadouls* in Moskau war, die Originalkorrespondenz zwischen *Iswolksky* und dem russischen Ministerium des Aeußern übersetzt und gibt sie unter dem Titel: „Un Livre Noir Diplomatie d'avant Guerre d'après les documents des archives Russes. Novembre 1910 — Juillet 1914“ in Paris heraus (vergl. Heft 6, II. Jahrg.). Der vom 1. Januar 1911 bis 19. Dezember 1912 reichende und 320 Seiten zählende erste Band ist 1922 in Paris erschienen, der zweite und dritte Band sind angekündigt. Die oppositionelle Tendenz des Verfassers zeigt sich dadurch, daß die Poincaré und die Regierungskreise belastenden Stellen durch Sperrdruck hervorgehoben sind. Die Veröffentlichung des „Livre Noir“ war der französischen Regierung unangenehm; denn die Geheimberichte *Iswolksky* enthalten, was die französischen Staatsmänner dem russischen Botschafter mitteilten. Um die Wirkung des ersten Bandes des Schwarzbuches abzuschwächen, wurde unlängst ein neues französisches Gelbbuch (vergl. Heft 7, II. Jahrg.) herausgegeben. Die Briefe *Iswolksky* werfen auch ein eigentümliches Licht auf die Pariser Presse. Am 19. August 1911 behauptete er, die meisten einflußreichen Pariser Zeitungen hören nur auf klingende Argumente, was die bosnische Krise bewiesen habe, bei welcher der österreichische Botschafter eine starke Verteilung von Subsidien an die französische Presse vornahm. Am 12. Oktober 1911 erneuerte *Iswolksky* das Begehren um Geld für die französische Presse, falls Rußland jetzt die Meerengenfrage aufwerfen wolle. Er bemerkte, daß der italienische Botschafter *Tittoni* anlässlich des Tripolis-Feldzuges die wichtigsten französischen Organe mit offener Hand gründlich und erfolgreich bearbeitet habe. Am 18. Dezember 1912 berichtete er, daß er, dank den nun eingetroffenen Subsidien, bedeutende Resultate erzielt habe, daß er persönlich und täglich die maßgebendsten Pariser Zeitungen beeinflusse, daß aber die Verteilung der Subsidien durch die französischen Ministerien des Auswärtigen und der Finanzen erfolge. Anstoß erweckte auch ein Brief *Iswolksky*, laut welchem Poincaré erklärt haben soll, daß Frankreich keine Minute zögern würde, seine Bündnispflicht zu erfüllen, falls ein österreichisch-russischer Konflikt wegen Serbien zu einem Eingreifen Deutschlands führen würde.

Mit einem Urteil über eine eventuelle Mitschuld französischer Politik am Ausbruch des Weltkrieges muß zugewartet werden, bis der zweite und dritte Band des „Livre Noir“ erschienen ist. Wer sich in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch für die einschlägige französische Literatur interessierte, weiß aber, daß seit Abschluß der Entente mit England die Kriegslust in weiten Kreisen Frankreichs stetig zunahm. Das geht ebenso aus „Les jeunes gens d'aujourd'hui“ von Agathon (*Henri Massis* und *Alfred de Tarde*) hervor wie aus zahlreichen militärischen Schriften, worunter die drei Bände des früheren Chefs des Operationsbureaus des französischen Generalstabes, Oberst *Arthur Boucher*, „La France Victorieuse dans la Guerre de demain“ und vor allem die Konklusion des im Oktober 1913 erschienenen dritten Bandes „L'Allemagne en Peril“ eine bedeu-

tende Stelle einnahmen. Letztere erblickte die einzige Rettung Deutschlands in der Rückgabe Elfaß-Lothringens. Man darf aber nicht übersehen, daß die ungeschickte deutsche Marokko-Politik einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatte.

Der Zunahme des französischen Selbstvertrauens entsprach anfangs 1912 die Ernennung Poincarés zum Ministerpräsidenten und anfangs 1913 seine Wahl zum Präsidenten der Republik. Auf Tswolsky machte Poincaré vom ersten Tage an den Eindruck einer starken Persönlichkeit und dieser Eindruck überträgt sich auf den Leser der russischen Dokumente. Zielbewußt, logisch, klar und konsequent hat Poincaré von seinem Regierungsantritt an sein Ziel verfolgt: Unbedingte Solidarität des Zweibundes und der Entente. Dieser Solidarität gab Poincaré auch am 21. Juli 1914 beim Diplomatenempfang im Petersburger Winterpalais Ausdruck, als er dem österreichischen Botschafter Szapary zum Abschied warnend sagte: „La Serbie a des amis très chaud dans le peuple russe. Et la Russie a une alliée, la France. Que de complications à craindre“; ferner als er von allen versammelten Gesandten nur den serbischen durch einige Sätze auszeichnete (Paléologue, La Russie des Tsars pendant la grande Guerre, Seite 9—11).

Obgleich damals das österreichische Ultimatum in Belgrad noch nicht überreicht war, sagte schon beim Diner, das der Großfürst Nikolaus am Abend des 22. Juli den französischen Gästen gab, dessen Gattin, Großfürstin Anastasia, zu Paléologue, sie habe von ihrem Vater, dem König von Montenegro, ein Telegramm erhalten, worin er den Beginn des Krieges vor Ende Juli ankündige.

„La guerre va éclater... Il ne restera plus rien de l'Autriche... Vous reprendrez l'Alsace et la Lorraine... Nos armées se rejoindront à Berlin... L'Allemagne sera détruite...“

Auch der Bericht des englischen Botschafters in Petersburg, Buchanan, vom 24. Juli 1914 über seine Besprechung des österreichischen Ultimatus mit Sazonow und Paléologue bewies, wie eng die französisch-russische Solidarität war.

„Der französische Botschafter gab mir zu verstehen, daß Frankreich, wenn es nötig werde, alle Verpflichtungen erfüllen werde, die ihm sein Bündnis mit Rußland auferlege; außerdem werde es Rußland bei allen diplomatischen Verhandlungen kräftig unterstützen.“

... Es scheint mir nach der Sprache des französischen Botschafters, daß Frankreich und Rußland entschlossen sind, kräftig Stellung zu nehmen, selbst wenn wir uns weigern, uns ihnen anzuschließen.“

Bei Poincaré gab es keinen Zickzackkurs. Ob es sich bei ihm um mehr handelte als um bloße Solidarität, ob er Rußland den Rücken stärkte, werden vielleicht die folgenden Bände des „Livre Noir“ zeigen.

G. J m m e n h a u s e r.

Goethe in der Schweiz. *)

Wenn Bismarck zur Zeit des Wohlge-muth-Handels die Schweiz — allerdings von einem ganz engsichtigen politischen Standpunkt aus — als ein wildes Land bezeichnete, wird man sich nicht wundern dürfen, daß ein schweizerischer Professor in Leyden sich anfangs des 18. Jahrhunderts in einem Buche gegen die in England, Frankreich, Holland und Italien geltende Auffassung wehrt, seine Heimat bestehe aus Eisgipfeln und Abgründen und sei von Werwölfen und Urmenschen bewohnt. Dieses allgemeine Urteil wurde im besondern von den

*) Wilhelm Bode: 1. Goethes Schweizer-Reisen. Illustriert mit 44 Bildnissen und 5 Handzeichnungen Goethes. — 2. Die Schweiz, wie Goethe sie sah. Eine Bildersammlung für Freunde des Dichters und der alten Schweiz mit 144 Lichtdrucktafeln. Zusammen zwei Halbleinenbände 45 Fr., zwei Ganzleinenbände 55 Fr. Verlag: Basler Bücherstube, Robert Buchhandlung A.-G., Basel, Freiestraße 17.

Franzosen verbreitet, die unser Volk auf ihren Theatern als die größten Dummköpfe Europas hinstellten.

Hat sich seitdem die Meinung zu unsern Gunsten geändert und befreite sich unser Land von seiner Einkapselung, so haben wir dies in erster Linie den Leistungen Rousseaus, Hallers, Gekners, Zimmermanns und Pestalozzis zu verdanken, die sich europäischer Wertschätzung erfreuten, nicht weniger aber der Liebe Goethes, die ihn viermal für kürzere oder längere Zeit unserm Lande und seinen Bewohnern zuführte und seinen Schilderungen jene Größe und Wärme verlieh, welche wir heute noch bewundernd nachgenießen, wie sie aus der Gabe, zu bewundern, hervorgegangen sind.

Nicht nur, daß sein „Geierauge“ genau und in die Tiefen sah und sein Geist alle möglichen Zusammenhänge erfaßte — er nahte sich den Dingen mit Unbefangenheit und Liebe, mit Verehrung dem Großen und Ewigen. Tausend Erscheinungen, an denen andere flüchtig und verständnislos vorübergehen, weiß er aus ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen heraus ihre richtige Bedeutung zu verleihen. Wie er sein Interesse nach und nach auf alle Lebens- und Wissensgebiete überträgt, wie ihn, entsprechend seiner Entwicklung und seinen Studien, bald das eine, bald das andere ausschließlicher fesselt, zeigen die vier Schweizerreisen, welche hier mit eigenen Forschungen Bodes und Ergebnissen aus ungedruckten Quellen verschmolzen sind, aufs schönste.

Mit welcher unerbittlicher Sachlichkeit, wie sie nur eine unbedingte Liebe zum Gegenstande hervorbringt, er Land und Leute und seine Wanderungen im Gebirge wie im Hügelland schildert, beweist etwa der Abschnitt über Furka und Gotthard. Welcher moderne dreißigjährige Dichter würde sich so seines Selbst zu entäußern vermögen? Man würde mehr von seiner Person als von der großen Natur zu hören bekommen, die er durchwandert. Und nun liest man dieses Buch gerade darum mit wahrer Herzensfreude, weil die Bescheidenheit des Wanderers überall hinter den „unvergleichlich hohen Werken“ der Natur und des Weltalls — wie herrlich schildert Goethe den Himmel, die Wolken, die Luft und den Aufzug der Gestirne! — zurücktritt und den Gegenständen, die ja alle ein Ausfluß des „Urquells“ wird, liebevoll den Vortritt läßt. Wie er sich zu ihnen stellt, ist natürlich durch das Wesen des Beschauers und Betrachters bedingt, und auf diese Weise lernen wir auch den Menschen in Goethe kennen und — lieben. Dafür sorgen besonders die vielen menschlichen Beziehungen, die Goethe mit der Schweiz verbinden — von der fast tragisch ausgehenden Liebe zu Lavater, bis zur Neu- und Wißbegier, die er dem Emmentaler Wunderdoktor Michael Schüppach entgegenbringt. Ueber gewisse, von den Schweizern begangene Barbareien hören wir seine ehrliche Entrüstung, und da zeigt sich auch sein frisch zugreifendes, auf Abstellung von Uebelständen bedachtes Wesen. Lehrreich sind sodann die vielen Hinweise, wie Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche Goethe in unserm Lande machte, in seine Dichtung übergangen. (Die Fußbemerkung auf S. 41 ist kaum berechtigt; aus den auf der gleichen Seite angegebenen Einzelheiten erkennt man ganz deutlich, daß es sich dort nur um Rigi-Kulm, nicht um Rigi-Staffel handeln kann.)

Das zweite Werk Bodes, das eine sehr willkommene Ergänzung des ersten in Form von Illustrationen bringt, welche zeitgenössischen Künstlern entstammen, wird durch eine lebendig geschriebene Geschichte der Sitten und Gebräuche, der Verfassung in der alten Schweiz, Reisen in unserm Lande und ein Kapitel über das, was Ludwig Geist, Goethes Begleiter, sah, eingeleitet, und gibt zur Veranschaulichung des erstgenannten Werkes gerade den Gegenwartsmenschen eine Menge Hilfsmittel, ohne die wir uns eine falsche Vorstellung von der alten Eidgenossenschaft zu Goethes Zeit machen würden. Es sind treffliche Wiedergaben von Landschafts-, Städte- und Figurenbildern aus der Hand französischer, englischer, deutscher und schweizerischer Zeichner, Maler und Stecher des 18. Jahrhunderts, die fast ausnahmslos künstlerische Werte entfalten, während andere sich durch fast photographische Treue auszeichnen und nur wenige das Bedürfnis nach Romantik und Phantasie verraten. Die Reproduktion scheint mit großer Sorgfalt betrieben worden zu sein. Wir empfehlen das Doppelwerk allen, die

neben der neuen auch die alte Schweiz lieben und den ewig jungen Goethe verehren, ganz angelegentlich, um so mehr, als ein Neudruck des Bilderbandes in absehbarer Zeit nicht möglich sein wird.

Adolf Böglin.

Werden und Vergehen.

Im Verlage von Huber & Co. in Frauenfeld ist ein Gedichtband erschienen, der Beachtung verdient. Ich meine „Werden und Vergehen“, Gedichte von Helene Meher-Hasenfranz. Es sind nicht Produkte allertiefsten Erlebens, Früchte heißer Seelenkämpfe, sondern sie gleichen vielmehr dem friedlich dahinfließenden Wiesenhäublein. Sonnenschein und Amselsang, das heimliche Rauschen des Buchenwaldes im kühlen Abendwinde, das Lachen froher Menschen, die auf Sommerwegen wandern, grüßt aus ihnen. Selten, höchst selten nur, kommen trübe Wolken hergeföhren und verdunkeln das herrliche Himmelsblau. Ich möchte damit sagen, daß diese Gedichte in erster Linie nicht Früchte inneren Ringens und Kämpfens sind, sondern vielmehr ein Erfassen und Wiedergeben, wie es der Maler tut, der alles durch sein Auge aufnimmt, um es uns in mannigfacher Farbengzier als Gemälde zu schenken. Einzelne Gedichte sind wie Blüten, die über Nacht aus der Knospe gesprungen und im warmen Sonnenschein sich nun duftend entfalten. Ihnen fehlt die Kraft, mitzureißen; sie gleichen dem Abendlied der Amsel, das uns wohl für eine kurze Weile herzlich freut, im ratternden Alltag aber untergeht. Sie lassen in uns keine Erschütterung zurück. Man verstehe mich recht, nicht als „nichts-sagende“ Verse bezeichne ich diese Gedichte, sondern als Herolde des Lichts und der Freude, als leichtbeschwingte Sommerbögel, die uns aus der Nachdenklichkeit und aus trübseeligem Sinnen emporreißen. Sie kommen, zaubern uns ein klein wenig Sonnenschein in die Augen und gehen davon, ohne zu ahnen, daß gleich darauf die dunklen Schatten wiederkehren. Die Verfasserin weiß sicher auch von Leidenschaften und zermürbender Zweifelsucht, doch erlebt sie diese nicht in dem Maße wie der grüblerische, tragische Charakter. Nicht direkt als Fühlende steht sie der Umwelt gegenüber, sondern viel eher als Betrachtende. Nicht im mystischen Dunkel der Nacht müssen wir sie suchen, sondern im lichten Sommertag, beim frohen Genießen dessen, was Gott uns geschenkt. Darum ist ihre Gabe doppelt wertvoll, denn sie pflanzt frohen Sinn und Lebensfreude. Beim Ginen hält's, beim Andern sind es nur Momente. Als eines der wenigen tiefer greifenden Gedichte sei untenstehende Strophe 1 „Einem Toten“ gewidmet wiedergegeben.

Wir wollen der Verfasserin für dieses Büchlein recht dankbar sein und ihm eine freundliche Aufnahme zuteil werden lassen.

Einem Toten.

Ein Schrei zerriß die sonnenklare Luft
Und jäh brach ab der Amsel Werbesang.
Das Grauen schleicht vom abgemähnten Gang
Und alle Blumen haben Leichenduft.
Auf jedem Antlitz steht das Schreckenszeichen,
Seit ich das deine sah im Tod erbleichen.

A. W.

Georg Küffer: „Hymnen“.

Georg Küffer, den auch jene, denen seine Werke noch fremd, durch sein fruchtbares Wirken auf dem Gebiete der Volkshochschule, kennen, legt uns durch den vortrefflichen Verlag Francke sein neuestes Buch*) vor. Es trägt den Titel „Hymnen“ und enthält 24 Gedichte, die dem einen oder andern Leser durch ihren eigenartigen Aufbau vielleicht anfänglich als etwas Fremdartiges erscheinen.

*) G. Küffer „Hymnen“, A. Francke, Bern; geb. Fr. 3.80.

In diesen „Hymnen“ liegt eine große, mitreißende Kraft, ein übermächtiges Sehnen, ein nimmermüdes Suchen, ein unaussprechlicher Drang nach Erkenntnis. Der Dichter fühlt die Erden schwere und spürt die Fesseln an den Gelenken, welche tagtäglich Wunden reißen. Ein Fremdling, ausgesandt ins enge Erdenleben, gewohnt, unter ärmlicher Hülle, unsichtbarer Güter Fülle zu bergen, lacht er der Not. Als ein Mensch, der viel erlebt und erlitten, als einer, der zeitlebens eine bleibende Stätte sucht, steht der Dichter „dem Kosmos gegenüber, behauptet sich und setzt sich ein Ziel, das aller Menschenfehnsucht würdig ist“. In Küffers „Hymnen“ ist ausgesprochen, was in allen Zeiten edle Menschen, Dichter und Künstler, aufs tiefste bewegte. Besonders ergreifend schildert er uns seine Liebe, mit der er einst die Welt umfaßt, jenes Wohnstatt suchen in jeder Brust, und alsdann die Scherben zerbrochener Hoffnungen, jene Schale Galle und Bitternis, welche ihm die Erde für all das liebende Umfängen geschenkt. Wie soll der Sänger sich wehren? Er soll Qualen zu Wohl laut formen, fremdes Leid in dem eigenen klingen lassen, den Schmerz auf Armen der Liebe in die geläuterte Schönheit emportragen.

Viel Großes und Erhebendes schenkt uns Georg Küffer in seinen „Hymnen“ und ich möchte nur wünschen, daß recht viele, die vom Dasein beengt, von tausend zer Schlagenen Hoffnungen umgeben, dieses Buch besitzen, aus dem ein eigener, tiefgefühlter Trost spricht. Als ein Geprüfter tritt er vor uns hin, darum dürfen wir mit Herz und Seele auf ihn hören. A. W.

Hans Reinhart. Gesammelte Werke.

Soeben erscheint im Verlag Eugen Kentsch in Erlenbach Band III der gesammelten Dichtungen von Hans Reinhart. Er schließt sich den beiden vorausgegangenen Bänden in würdiger Weise an. Wir finden darin Mythen und Mären und möchten davon erwähnen: Lips der Sperling, Das Gärtlein des stillen Knaben, Das Flötenlied, Das schönste Licht, und vieles andere. Auch hier erweist sich der Dichter als feinfühlig, die Sprache vortrefflich beherrschender Mensch. Ueber all diesen Nachtstücken liegt etwas wie Morgenduft, wie ein stilles, fernes Leuchten. Jeder Besitzer der vorhergehenden Bände wird sich auch Nr. 3 schleunigst sichern und voll Erwartung des letzten Bandes harren. Es wird sich später Gelegenheit bieten, näher darauf einzutreten. A. W.

Bantraz Heimwalder. *)

Die Leidensgeschichte eines Verfeimten und Verfolgten! Aber nicht aus dem Mittelalter, ob schon uns die Vorstellungswelt dieser biedern Birzgauer — denn offenbar spielt die Erzählung im katholischen Jura deutschen Sprachgebietes — noch sehr rückständig anmutet. Der Teufelsglaube steht ganz im Saft beim Volke, das den unehelichen Sohn eines Regers und fremden „Fözels“ wie den Vater selbst in Acht und Bann der öffentlichen Meinung wirft. Kirche und Kapital sind vertreten durch „bewußt“ den Aberglauben stützenden und nützenden Machtwillen. Also: Tendenzdichtung? Gewiß. Und doch nicht nur solche. Gottlob siegt über die Gefahr, die alle Kunst zugrunde richtet, daß die Absicht allzugesäßig

*) Bantraz Heimwalder. Roman von Alfred Arnold Frey. Verlag für die Schweiz Paul Haupt, Bern. 1922. Preis 5 Fr.

[Wir begnügen uns heute mit diesem kurzen Hinweis auf das Buch, werden aber wohl Gelegenheit finden, darauf noch eingehender zurückzukommen.

Die Schriftleitung.]

wird und ihr Werk selbst verschlingt, ein angeborenes echtes Schönheitsgefühl. Schon in der Sprache. Aber auch im versöhnenden Ausgange der hochdramatisch gestalteten Handlung. Und wie edelmenschlich-rein klingt insbesondere das Hohenlied von der Mutterliebe, das dem Mutterherzen einer — Könne (?) entströmt! Nur daß dieser lyrischen Einlage wie vorher einer epischen gar schlecht zu Gesichte steht die literarische Quellenangabe, mit der plötzlich der Rahmenerzähler hineingreift in die sonst ungestörte und ungetrübte Wirkung des eigentlichen Romans. Ausmerzen bei der — so hoffen wir — bald nachfolgenden zweiten Auflage! — Was über den Durchschnitt der „zeitgemäßen“ und darum in Ton und Thema gerne dem Geschmack modisch bestimmter Leser und Leserinnen opfernden schönen Literatur dies männliche Buch emporhebt, ist sein stolzer Widerspruch gegen die Forderungen alter und neuer Autoritäten und Gewalttäter. Daß ein Charakter im harten Kampf mit der Umgebung sich entfalte — nicht neu ist uns die Wahrheit. Allein sie wird hier aufs neue mit Wucht und Wärme lebendig gemacht. Ein Heldensang darf nicht nüchtern tönen. Es ist Prosa voll Melodie! —

Arnold Rneilwolf.

Der mathematische Gedanke.

Der mathematische Gedanke in der Welt, Blaudereien und Betrachtungen eines alten Mathematikers. Von Dr. Chr. Behel. Luzern, Meiringen, Leipzig (nach dem leider überhandnehmenden Brauch ohne Jahrzahl, aber 1922 erschienen). 144 S. Preis Fr. 4.50.

Der Verfasser knüpft an mathematische Ausdrücke und Sätze mancherlei Betrachtungen über Gott, Welt, Weltlage, Zeit und Zeitfragen an, streift dabei soziale, politische, pädagogische Angelegenheiten und schlägt im Vorbeigehen links und rechts nach ideologischem Ungeziefer. Im ganzen läuft es auf die Verteidigung einer bewährten christlichen Weltanschauung und auf die Ablehnung jeder Art modernen Schwindels und Bluffs hinaus. Daß dabei überall von der Mathematik ausgegangen wird, macht die Eigenart des Büchleins aus und hebt es über die gewohnte langweilige und oberflächliche „christliche“ Literatur hinaus. Für ungebildete Leser ist es wohl nicht; wer aber aus der Schule auch nur eine blasse Erinnerung an mathematischen Unterricht bewahrt hat, kann dem Verfasser folgen, ohne daß besondere Kenntnisse dazu nötig wären.

Ich würde das Werklein als Lesestoff für die Ferien empfehlen, wenn nicht die meisten Leute die Ferien eben hinter sich hätten. Jungen Leuten, die von Weltanschauungsfragen gequält sind, wird es als Ergebnis langer Erfahrung und wissenschaftlicher Betätigung sicherlich Dienste erweisen. Die Leser dieser Zeitschrift werden mit Vergnügen bemerken, daß der Verfasser den Schlagwortschwindel der Kriegsjahre und der nachfolgenden Unfriedenszeit durchschaut und mancherorts mit seinem Scheinwerfer unbarmherzig beleuchtet hat. Bl.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstr. 66, Telephon: Selnau 10.62. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten. — Unverlangten Einsendungen, die bei Nichtverwendung zurückgeschickt werden sollen, ist Rückporto beizufügen. — Für Einsendungen aus dem Ausland empfiehlt sich vorherige Anfrage.